

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Band: 30 (1959)
Heft: 2

Artikel: Stirbt die beste Freundin aus? : Unsere Kinder sind Einzelgänger
Autor: Böhm, Petra
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-808220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stirbt die beste Freundin aus?

Unsere Kinder sind Einzelgänger

Meine eigenen, ebenso wie die Kinder unseres Bekanntenkreises sind rechte Einzelgänger: Sie haben keine richtigen Freunde mehr unter ihren Mitschülern. Dabei sind sie durchaus kameradschaftlich, aufgeschlossen, alles andere als menschenscheu. Der Jugendpsychologe hat in den seltensten Fällen Anlass, die «Beziehung zur Gemeinschaft» zu vermissen.

Früher war das anders. Wir waren unselbständiger, verschlossener, aber Freundschaften galten uns viel, oft mehr als Elternhaus und Schulinteressen. Ich selber habe die schönsten Erinnerungen an die Beziehung zu gleichaltrigen Mädchen, mit denen mich innige, zum Teil etwas schwärmerische Freundschaften verbanden. Ich mache mir oft Gedanken darüber, ob unsere Kinder nicht viel versäumen, indem sie nur neben, nicht mit ihren Schulkameraden leben.

Und vor allen Dingen: Woher mag diese «Freundlosigkeit» der heutigen jungen Generation kommen? Am besten, fand ich, müssten es unsere Kinder selbst wissen. So fragte ich eine Reihe von Buben und Mädchen: Habt ihr einen oder mehrere Freunde in eurer Schule? Und wenn nicht: Vermisst ihr sie?

Ich habe mit vielen Buben und Mädchen gesprochen, fast überall bekam ich die gleichen Antworten. Eins scheint mir sicher: Die Jungen haben den unverkennbaren Wunsch, öfter mit sich allein zu sein. Sie brauchen dies offenbar, um sich wieder «aufzuladen», weil das Leben schon so viel von ihnen fordert. Das Verhältnis zur Gemeinschaft, zum «Wir», wie es die Psychologen nennen, ist meist viel selbstverständlicher und gesünder als es früher war; die Kinder sind bald «gut Freund» miteinander, doch ohne «Freunde» zu sein. Die Beziehung zum Du, zum einzelnen Mitmenschen, die Sehnsucht nach persönlichem Kontakt und Gedankenaustausch gerade mit dem einen bestimmten Mitschüler scheint mehr und mehr im Schwinden. Und auch das Talent dazu ist am Verkümmern. Das zeigen die Interviews. Das Ergebnis aller Umfragen lässt sich wie folgt zusammenfassen:

1. Die *Schulen*, besonders die höheren, verlangen ein Uebermass an Leistung. Ein Schüler der oberen Klassen ist durchschnittlich 9—10 Stunden mit Schule und Hausarbeiten beschäftigt, wozu in vielen Fällen ein weiter Schulweg kommt.

2. Das *Elternhaus* nimmt die Jugendlichen mehr in Anspruch als vor 20, 30 Jahren. Grund: Häufige Berufstätigkeit der Mütter, freundschaftlicheres, das heisst kameradschaftlicheres Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern, auch grössere Ernsthaftigkeit und Pflichtgefühl der Jungen gegenüber den Aufgaben des Alltags und der Zukunft. Andererseits aber auch wieder Gleichgültigkeit gegenüber allem, was sich nicht von selber ergibt.

3. Auffallend grosse *Unterschiede im Sozialen*. Viele Jugendliche erhalten 10 Franken und mehr Taschengeld wöchentlich. Die Schüler einer Klasse kommen aus den verschiedensten Schichten, also auch Interessensphären, sie finden deshalb ausserhalb der Schule wenig Gemeinsames, was sie menschlich stärker binden würde.

4. Fast jede Familie ist mit sich selbst beschäftigt oder verfügt über zu *engen Wohnraum*, als dass die Kinder einander besuchen könnten. Die Gelegenheit zum Kennenlernen fehlt häufig.

5. Die Jugendlichen sind *skeptischer* gegeneinander.

6. Die meisten sind an Diskussionen, an gemeinsamen Unternehmungen durchaus interessiert, aber meist der Sache wegen. Der Gesprächspartner und dessen menschliche Eigenart interessieren viel weniger.

Petra Böhm, Skn.

Die Geschichte von den vier Kameraden

Ein Taubstummer hatte mit einem Blinden zu verhandeln. Das war nicht leicht. Denn der Blinde sprach zwar mit Zeichen und Gebärden, die für den Stummen einleuchtend waren, aber als der Stumme auf die gleiche Weise antworten wollte, sah der Blinde die Zeichen und Gebärden nicht und konnte sie nicht verstehen.

In dieser Verlegenheit dachten sie daran, die Hilfe eines Kameraden zu erbitten, der, wie es sich so traf, nur einen Arm hatte. Dieser konnte ihnen beistehen, denn er übersetzte die Gesten des Taubstummen in Worte, die der Blinde auch verstehen konnte.

Nun musste aber in dieser Geschichte ein Brief geschrieben werden. Das wiederum konnte der Einarmige nicht, denn es war der rechte Arm, der ihm fehlte, und er hatte noch nicht gelernt, mit der linken Hand zu schreiben. Da fiel ihnen ein vierter Kamerad ein, der weder blind noch taub, weder stumm noch einarmig war. Den wollten sie kommen lassen, um den Brief zu schreiben.

«Ja, aber er kann ja nicht kommen», fiel es dem Blinden ein, «er ist ja lahm. Da müssen wir schon zu ihm gehen.» Was sie auch taten.

Der Brief wurde geschrieben, und zwar so: Der Blinde und der Einarmige diktierten ihn, der Lahme schrieb ihn, und der Stumme brachte ihn weg. Sonst hätten zu einer solchen Sache zwei Personen genügt, unter Umständen eine einzige. Diesmal brauchte man vier. Diese Geschichte wäre wohl nicht weiter erwähnenswert, wenn sie sich nicht wirklich zugetragen hätte und von mehr als hundert Personen bezeugt worden wäre. Und sie ist — trotz der bedauernswerten Gebrechen der handelnden Personen — eine heitere Geschichte, weil sie zeigt, dass durch tätige kameradschaftliche Hilfe, durch Gemeinschaft und Solidarität vieles möglich ist, was zuerst aussieht, als hätte es keine Möglichkeit der Verwirklichung.

Wie oft fehlt dem einen dies, dem andern das, aber nicht immer findet der Stumme einen Blinden, der Blinde einen Lahmen — ja, nicht einmal einen ganz gesunden Menschen, der ihm helfen könnte.

Lucia Fels